

und politische Polemiken in ihre Gewerkschaften. In den christlichen Gewerkschaften ist noch niemals ein Kollege wegen seiner religiösen oder politischen Anschauung angerempelt oder gar gemahnt worden.

Sie sind auch offen und ehrlich im Staupfe und suchen nicht da oder dort ihre Mitbrüder in herzloser Weise brodtlos zu machen und gehen auch nicht mit dem was andere für sie erkämpft haben haufieren. Ihr ganzes Prinzip ist die Gerechtigkeit auch gegenüber dem Gegner.

Lieber Freund und Kollege! Du hast nun in kurzen Jügen ein Bild von den zwei für Dich in Frage kommenden Gewerkschaften, ziehe noch einen Vergleich, was die Christlichen im Verhältnis zu den „Freien“ in Anbetracht ihrer geringen Ansprüche an ihre Mitglieder geleistet haben. Siehe wie ihre Zahl gewachsen ist (sie haben im Jahre 1904 über 70000 Mitglieder zugenommen). Auch unser Verband, dem man an seiner Wiege schon (seitens des „Buchdrucker-Correspondent“) das Grablied gesungen, er hat schon verhältnismäßig Großes geleistet in der Lohnbewegung, er hat seit der kurzen Zeit seines Bestehens ein eigenes Organ, seit 1. Oktober einen freigestellten Kollegen, der nun die Aufgabe hat, sich ganz in den Dienst seiner Arbeitskollegen zu stellen, um die Beschlüsse des Zentralvorstandes für das Wohl des Verbandes und der einzelnen Mitglieder praktisch durchzuführen.

Du siehst, Kollege, bei einigem guten Willen ist es nicht schwer, herauszufinden, daß es notwendig ist, Dich zu organisieren und kannst auch leicht herausfinden, auf welcher Seite Du Dich anzuschließen hast.

Kollege, einer Organisation wirst Du Dich noch anschließen müssen, der wirtschaftliche Kampf drängt mit aller Macht dahin, sind es nicht die Arbeitgeber, so sind es Deine Gegner im Arbeitsgewande. „Wähle thee es zu spät ist!“ Die einen wollen die wirtschaftliche Gleichberechtigung auf Kosten der anderen, durch den Umsturz der bestehenden Ordnung, durch die Emanzipation der Frauen (modernd das Familienglück zerstört wird), durch die Herabsetzung der Menschenwürde. — Wir christlich gesinnte Kollegen erstreben die wirtschaftliche Gleichberechtigung durch den gerechten Ausgleich, ohne daß dabei ein Stand zu Grunde gerichtet wird. Unsere Grundsätze sind: „Das Recht des Anderen zu respektieren“, die Heberzeugung des Anderen zu achten, die Familie, die Frauenswürde zu heben, die Menschenwürde hochzuhalten, ohne dabei auf unser Recht zu verzichten.

Kollege, erkenne Deine Pflicht, organisiere Dich und mache nicht, daß durch Deine Gleichgültigkeit die Gegner erstarken. Kämpfe mit uns für Deine und unsere heiligsten Interessen, damit Du einmal bei der großen „Generalabrechnung“ wie der alte Handegen (zu Napoleonszeiten) auf die

Frage: „Wo bist Du gewesen, als die Anderen kämpften?“ antworten kannst: „Mitgetan, dabei gewesen!“
R. S.

Note Wandover!

Der Jenaer Parteitag der Sozialdemokratie, der nunmehr eine Woche zurückliegt, hat in der Presse eine Fülle von Erörterungen und Betrachtungen hervorgerufen, die je nach der Stellung, welche diese gegenüber der Sozialdemokratie und der Arbeiterbewegung im allgemeinen einnimmt, stark im Urteil von einander abweichen. Einig ist man sich jedoch in der Beurteilung des äußeren Verlaufes der sozialdemokratischen Tagung. Da ist es das erste Charakteristikum des roten Parteitages, daß auf ihn die bis zur letzten Minute in der sozialdemokratischen Presse hinausposaunte Prahlerei, die Sozialdemokratie sei die einzige Partei, die vor aller Doffentlichkeit ihre Angelegenheiten verhandeln könne, zu Grabe getragen wurde. Das „Literatengeziß“, sowie das neue Organisationsstatut, Dinge, von denen namentlich eriteres sich zu einem Zündstoffe für ein zweites „Dresden“ in Jena entwickeln konnte, wurden hinter die Kulissen in eine besonders eingerichtete Dunkelkammer abgedrückt, um als fertige Bilder, an denen es nichts mehr zu retouchieren gab, den Delegierten in letzter Stunde mit auf die Reise gegeben zu werden. Das zweite besondere Merkmal der Tage von Jena ist der dort angeschlagene sozial-revolutionäre, radikale Ton, der in dem verworrenen Mesearte des Beherrschers aller Genossen, Herrn Bebel, über den politischen Massenstreik seinen „blutrünstigen“ Höhepunkt erreichte.

Woher diese plötzlichen Wandlungen? — Sie entsprangen offensichtlich dem von Anfang an auf dem Parteitage zur Schau getragenen heißen Bemühen, unter allen Umständen durch besondere Manöverbewegungen die unlegbar vorhandenen Gegensätze zu überkleistern, die vorhandenen Risse zu verbergen. Man wird der sozialdemokratischen Presse darin zustimmen können, daß der theoretisch Revisionismus, dessen Abmürkung auf dem Parteitage zu Hannover im Jahre 1899 begonnen, in Dresden besonderen Aufgebens eine ritig betriebene wurde, auf dem diesjährigen Parteitage sein „Jena“ gefunden hat. Nicht aber steht es so mit dem praktischen Revisionismus, der sich in den freien Gewerkschaften vollzieht. Nach den Kongreßverhandlungen dieser im Mai d. J. in Köln mußten die die freien Gewerkschaften berührenden Punkte: Manöver und Generalstreik, auf die Tagesordnung des Parteitages gesetzt werden, wollte sich die Partei nicht für Jahre hinaus von den Gewerkschaften die Marschroute haben vorschreiben lassen. In Köln nahmen die Gewerkschaften

zur Manöver zwar keine offizielle Stellung, ließen aber deutlich durchblicken, daß sie von der Manöver in der von der Partei vertretenen Form nichts wissen wollten. In Jena haben sie zwar erklärt, daß sie die Pflicht der Arbeitsruhe am 1. Mai anerkannten, sich an diese Verpflichtung jedoch nur bis zum nächsten internationalen Kongreß für gebunden gehalten. In Köln fiel bezüglich der Frage des Generalstreiks, die in Jena eine fast runde Majorität auf sich vereinigte, das Wort vom „Generalstreik“; auch in Jena hielten die namhaftesten Gewerkschaftler daran fest und sprachen sich gegen den Generalstreik in der vom Jenaer Parteitag bestätigten Form aus.

Die Gegensätze zwischen Partei und Gewerkschaften, die, wenn man dem Triumphgehül der sozialdemokratischen Presse Glauben schenken könnte, nunmehr überwunden sind, bestehen uneingeschränkt fort. Das ergibt sich schon theoretisch, wenn man die Stellung der Gewerkschaften zur Frage der Manöver und den Generalstreik in Köln und Jena vergleicht. Aber auch praktisch! Die Gewerkschaftsführer werden sich wie bisher auch in Zukunft um die schönsten Resolutionen sozialdemokratischer Parteitage wenig kümmern, sondern in ihrer Laktik den Weg gehen, den sie nach ihrer gewerkschaftlichen Erfahrung und in vollem Verantwortungsgefühl für den einzig richtigen halten. Die Resolutionen des Parteitages haben für die Gewerkschaften lediglich papierernen Wert, denen, wie in diesem Falle in der Frage der Manöver, zuzustimmen, sie dem Parteitage so leicht den Gefallen tun konnten. Man mag, um gleichwohl einer Einheit zwischen Parteitag und Gewerkschaften dazutun zu können, hinweisen auf die auch in Jena von Gewerkschaftsführern belobte erhöhte Pflege sozialistischen Sinnes in den Gewerkschaften. Prinzipiell besagt das nichts; denn in der Laktik zur Erreichung ihrer Ziele scheiden sich Partei und Gewerkschaften, und da in den letzteren der Schwerpunkt der sozialdemokratischen Bewegung liegt, wird diese sich zu unterliegt in den Bahnen fortentwickeln, die die Gewerkschaftsführer für die geeigneten halten.

Diese Entwicklung muß auf die Dauer auf den revolutionären Charakter der sozialdemokratischen Partei verwindend einwirken und deshalb hat, gerade nach dem freien Gewerkschaftskongreß in Köln, im Anschluß an den die sozialdemokratische Presse mit verschwindenden Ausnahmen den Riß zwischen Partei und Gewerkschaften scharf betonte, Bebel es für notwendig gehalten, einmal wieder die revolutionäre Brandfackel zu schwingen. Vielleicht hat der in der Rolle des Volkstrüben sich genießende alte Demagoge geglaubt, dadurch auch für die Zukunft in die Gewerkschaften etwas mehr revolutionären Geist hineinzutragen und ihre Bahnen mehr

Ueber die Arbeiterfrage in Rußland

von Johann Buch.

Nachdruck verboten.

Obgleich die gegenwärtigen, großen Arbeiterunruhen in Rußland allgemein der unglücklichen Kriegslage Rußlands im fernem Osten zugeschrieben werden, so ist doch, obgleich letzteres allerdings viel dazu beigetragen hat, das Feuer anzuländen, darin ein anderer Grund zu suchen.

Die erste und größte aller Fabrikstädte Rußlands ist unbestreitbar die Stadt Lohz in russisch-Polen. Da ich daselbst geboren und aufgewachsen bin, so habe ich die Verhältnisse der Arbeiter auf das Beste kennen gelernt und weiß ganz genau, welches der Beweggrund zu den letzten Unruhen und Aufständen ist.

Es mag ungefähr 35-40 Jahre her sein, als Rußland anfang der Industrie die Tür zu öffnen, obgleich es schon damals in Petersburg, Moskau, Odeffa, Warschau und anderen großen Städten viele Fabriken gab, welche ihre Artikel auf den russischen Markt brachten.

Lohz, ein kleines Städtchen, zählte kaum einige tausend Einwohner, welche größtenteils aus Handwerker bestanden. Als man aber anfang Fabriken zu bauen, machte sich Arbeitermangel fühlbar. Die Meister warben um Arbeitskräfte wo sie konnten, indem sie ihnen den besten Lohn und die unbefchränkte Freiheit zusicherten. Hunderte von Arbeitern, meistens Mauerer, Schlosser, Spinner und Weber wurden aus dem Auslande geholt, um die hier fehlenden Arbeiter zu ersetzen. Wie Bilze aus der Erde, so wuchsen die Fabriken empor und immer neue Arbeitskräfte wurden von auswärts geholt; scharrenweise strömten die Arbeiter aus den verschledenen Städten herhin, um ihr Brot zu verdienen. Handwerker legten

ihre Werkzeug nieder, Diensthoten gaben ihren Dienst auf, um in den Fabriken das Geld leichter zu verdienen, als bisher. Kinder von 6 bis 8 Jahren wurden aufstutz zur Schule in die Fabrik geschickt und oft, so viel kam es vor, daß Eltern im Winter ihre weinende und halb erfrorene Kinder zur Arbeit trugen, wo ihre schwache Kraft von den stärkeren bis zum letzten, oft auf die roheste Art und Weise ausgenutzt wurde. Daß die Arbeitgeber längt ihr Versprechen nicht zu halten brauchten, war bei dem Andrang der Arbeiter selbstredend.

Troßdem war man zufrieden. „Man kann gut auskommen!“ harte man sagen. Doch bald sollte die Sache eine andere Wendung nehmen.

Die Landbevölkerung, welche meistens aus politischen Bauern bestand, war schon längt auf die „hohen Löhne in der Stadt“ aufmerksam geworden. Warum sollte man es denn nicht auch versuchen in der Stadt Geld zu verdienen? Wie gedacht, so getan! Jede Arbeitskraft, welche man entbehren konnte, schickte man zur Stadt. Lebensmittel kosteten nichts, die hatten sie umsonst; man brauchte nur wöchentllich einige Pfennige für Nachtlager zahlen, das man in irgend einem Hause fand. Der erste Versuch glückte und nach kurzer Zeit konnte man Sonntagabend Abend heimwärts und Sonntag Abend oder Montag früh zur Stadt ganze Karawannen-Züge von Arbeitern sehen, welche sämtlich vom Lande waren.

Die Bestechlichkeit der russischen Beamten ist sprichwörtlich und „der allmächtige Rubel macht alles“ das wird dem kleinsten Kinde in Rußland schon beigebracht. So war es auch hier. Um sich bald Eingang zu verschaffen wußte man, daß man dem Meister und Kasserer eine fette Gaus, dem Wächter und Portier der Fabrik, der stets als Vermittler zwischen Meister und Arbeitsjüngende

fungierte, einen halben Rubel und dergl. zu bringen hatte; daß keiner der letzte sein wollte, läßt sich denken und bald war aus einer Gaus drei geworden, denn das sagte sich jeder: „Wer gut schmeißt, fährt gut.“

Wer am besten dabei „auskam“, war natürlich der Meister und Portier, denn das konnte man deutlich an dem Wachstum des äußeren Menschen und an ihren wohlgenährten Bäuchlein sehen; am schlechtesten kamen natürlich die Arbeiter aus der Stadt dabei weg. Keine Arbeiter wurden mehr gesucht, da bereits die Arbeit gesucht wurde und jeder, der den zarten Bink nicht verstand, den die stets zum nehmen bereite, offene Hand des Portiers ihm gab, oder der aus irgend einem Grunde dieselbe mit einem Rubel nicht zu schließen vernochte, wurde umsonst abgewiesen, indem ihm angedeutet wurde, daß für solch ein „Bad“ keine Arbeit vorhanden wäre. Der Andrang der politischen Bauern wuchs von Tage zu Tage und um Stellung in der Fabrik zu erhalten, mußte schon den fetten Gausen ein paar Pfund Butter und wöchentllich ein Körbchen Eier zugefügt werden; wenn sich auch gleich keine offene Stelle für den Suchenden vorfand, so konnte er vertrießt werden, daß es sich bald wird „machen.“ Und das „Machen“ war nicht schwer, sobald ein Arbeiter etwas verschaffte, wurde er ohne weiteres abgeholt und zum Tempel hinaus gefahrt. Dabei fiel noch sehr schwer in die Waagschale, daß sich die politischen Arbeiter vom Lande alles gefallen ließen, wenn sie nur Geld verdienen, während die Stadtarbeiter sich Grobheiten verbarben. Troßdem kam es häufig vor, daß die Meister und Aufseher sich an wehlosen Frauen vergreifen und sie einfach durchprügelten. Gingen die betreffenden zur Behörde klagen, so wurden sie entweder nicht vorgelassen, oder man sagte ihnen: „Warum kommen die Arbeiter vom

wie bisher auf das politische Programm festzulegen, um so äußerlich wenigstens eine gewisse Einigkeit zwischen Partei und Gewerkschaften zu Wege zu bringen. Diese durch radikale Phrasen zusammengegeschmiedete Einigkeit ist eine rein künstliche: sie beruht mehr auf einer rein äußerlichen Sympathie, die die Delegierten des Jenaer Parteitag der Person das die alte Partei verkörpernden Führers Gehel entgegenbrachten. Wenn der Lauf der Zeiten einmal seiner vornehmlich auf die Massen faszinierend einwirkenden Person ein natürliches Ende gebracht hat, dann treten an seine Stelle andere Führer, und das sind die Legien, Bömelburg, v. Elm, die Gewerkschaftsführer, Männer weniger von revolutionären Phrasen, als einer radikalen gewerkschaftlichen Praxis.

Zum Schluß noch eine Frage: welche praktischen Ergebnisse vor allem hat der Jenaer Parteitag der Sozialdemokratie den deutschen Arbeitern gebracht? — Gar keine! Man hat des langen und breiten über dies und jenes gesprochen, wie aber z. B. unsere Sozialpolitik, der Arbeiterschutz, die Arbeiterversicherung in wirklich praktischer Weise gefördert werden können: darüber in Jena kaum ein Wort! Um so mehr hat man Phrasen „gearbeitet“. In den freien Gewerkschaften, die im Gegensatz zur Partei den Arbeitern mit praktischen Aufgaben und Erfolgen aufwarten wollen, hat die „einzig arbeiterfreundliche“ Partei durch ihre Resolutionen über die Matfeier und den Massenstreik Steine in den Weg geworfen! So war der Jenaer Parteitag, ähnlich wie der Dresdener, für die Sache der deutschen Arbeiter unfruchtbar, ja er war ihr schädlich, indem die dort gedrohten Phrasen Wasser liefern auf die Mühlen der Scharfmacher, der Feinde einer ehrlichen Sozialreform. In Zukunft wird man diese, um ihre Gegnerschaft gegen jeden Fortschritt auf dem Gebiete der Sozialreform zu begründen, sich noch oft genug auf den Jenaer Parteitag berufen hören. So gilt auch von dem Jenaer Parteitag: er hat ähnlich wie der Dresdener den Arbeitern gebraten:

„Steine statt Brot!“

Zur Urabstimmung.

Nachdem nun bereits sämtliche Wahlstellen ihre Stimmzettel beim Zentralvorstand eingereicht haben, können wir unseren werten Kollegen und Kolleginnen mit besonderer Genugtuung mitteilen, daß die Urabstimmung ein für den ganzen Verband sehr erfreuliches Resultat gezeitigt hat. Für den Vorstand, weil er sich einsieht mit seinen Mitgliedern nach ihrem Willen gehandelt zu haben. Für die Mitglieder, weil sie bewiesen haben, daß ihnen das Wohl ihres Verbandes

am Herzen liegt, daß es ihnen ernst ist, erstens ihren Verband auszubauen zum Gesamtwohle und zweitens auch Opfer zu bringen, indem sie einen Kollegen, dem der Vorstand das Vertrauen geschenkt hat, freistellen, für die Agitation.

Zu Punkt 1, Einführung einer Krankenunterstützung, sei bemerkt, daß derselbe wohl mit großer Majorität mit Ja beantwortet wurde, nur sind von verschiedenen Wahlstellen noch Spezialwünsche und Anträge darangeknüpft worden, die eventl. mehr oder weniger Berücksichtigung finden können. Wir setzen aber voraus, daß sich auch diese einzelnen Kollegen dem Beschluß des Gesamtvorstandes, der alles nach bestem Wissen und Gewissen prüfen wird, fügen, wie es eben bei einer Organisation wo Ordnung und Disziplin herrschen soll, sein muß.

Zu Punkt 2, Freistellung eines Kollegen, kann konstatiert werden, daß alle Jettel, mit nur einigen Ausnahmen, mit Ja beantwortet wurden. Kollegen, hier ganz speziell unsern Dank für das uns entgegengebrachte Vertrauen. Kollege Schwarz aus Nürnberg wird nun vom 1. Oktober ab sein Amt als Sekretär und zweiter Vorsitzender des Verbandes beginnen und lassen wir ihm hiernit selbst das Wort.

Werte Kollegen!

Habt zunächst Dank für Euer Vertrauen, welches Ihr dem Vorstand und dadurch auch meiner Person entgegengebracht habt. Durch meine Freistellung erwachsen nun Euch und mir neue Pflichten und Vernehm, wie ich mein neues Amt auffasse. Wer glaubt, mit der Abgabe seiner Stimme für einen freigestellten Kollegen, der sich nun in den Dienst unseres Verbandes gestellt hat, alles getan zu haben, jetzt muß der arbeiten und mit Schnellzugsgeschwindigkeit muß es vorangehen, der hat sich gerührt. Jetzt beginnt erst recht Eure Tätigkeit. Jetzt heißt es dafür sorgen, daß wir erstens einig zusammenarbeiten und zusammenhalten, daß keiner von uns verloren gehe; zweitens Material sammeln jeder Einzelne über seine Lage, seine Verhältnisse im Berufs-; seine Versammlungen besuchen; praktische Kleinagitation betreiben in der Werkstatt, am Bierisch, im Verein, bei den Frauen usw., Flugblätter verteilen, das Verbandsorgan im Vereinslokal, in der Wirtschaft und in Freundeskreisen verbreiten, überhaupt alles zu tun, was geeignet ist dem Verband zu nützen und so seinen Kollegen, der sich in dessen Dienst gestellt, zu unterstützen.

Mein ernstes Bestreben wird es dagegen sein, das was ich selbst mitgeschaffen habe, nicht nur allein zu erhalten, sondern dafür zu sorgen, daselbe zur weiteren Fortentwicklung zu fördern, zu verteidigen, zu propagieren. Das wird geschehen dadurch, daß ich erstens die Beschlüsse des Gesamtvorstandes in der bestmöglichen Weise durchzuführen suche, die Geschäfte deselben

bevorzuge; zweitens alles tun werde unser Verbandsorgan zu unterstützen und zu heben, durch tatkräftige Mitarbeit, durch Abwehr bei mutwilligen Angriffen, durch Aufklärungsarbeit, durch Besprechung der Verhältnisse usw.; drittens durch persönliche Besuche der einzelnen Wahlstellen die dortigen Verhältnisse kennen zu lernen und durch mündliche Agitation die noch so zahlreich unorganisierten Kollegen für uns zu gewinnen.

Kollegen und Freunde! Verhehlen wir uns nicht, daß wir beiderseits schwere Pflichten uns auferlegt haben. Wollen wir uns gegenseitig das heiligste Versprechen geben, stets treu und offenherzig uns zu unterstützen, stets unsere christlichen Grundsätze innerhalb wie außerhalb der Gewerkschaften zu betonen, in echt christlicher Weise die persönlichen Ansammlungen der einzelnen Kollegen, sei es in religiöser, sei es in politischer Hinsicht zu achten und respektieren, damit nicht der alles zerstörende Bruderzwist in unserem christlichen Verbände sich einschleiche, zur Freude unserer Gegner, zu unserem eigenem Ruin. Das christliche Prinzip, der rastlose Eifer, die wahre und aufrichtige Kollegialität, Schulung und Disziplin das sollen Euch und mir die Leitmotive sein, mit welchen wir an unsere neuen Pflichten herantreten wollen.

Möge Gott unser Bestreben segnen; zum Wohle des Verbandes und seiner einzelnen Mitglieder.

Hundschau.

Der neue Reichstagskandidat für Essen. Unter den verschiedenen Erfolgen, die die christlich organisierte Arbeiterschaft Deutschlands in letzter Zeit errungen hat, darf wohl der Wahlsieg in Essen als einer der besten bezeichnet werden. Von den im Stichwahlkampf in Essen abgegebenen 4145 Stimmen entfielen auf den christlichen Arbeiterkandidat Wiesberts 42047 Stimmen, auf den sozialdemokratischen Redakteur Bewehr 38068 Stimmen.

Ohne näher auf den Wahlkampf einzugehen, erlauben wir uns in einigen Sätzen etwas näher auf die Personalien Wiesberts einzugehen. Arbeitersekretär Johann Wiesberts ist ein Sohn des Rheinlandes und wurde am 2. Februar 1865 in dem an der holländischen Grenze gelegenen Städtchen Straelen geboren. Er erlernte die Bäckerei, das Handwerk seines Vaters. Zur praktischen Ausübung kam er jedoch nicht, da er als ältester Sohn unter den 10 Kindern frühzeitig durch Vohrarbeit zum Unterhalt der zahlreichen Familie beitragen mußte. Mit 17 Jahren schon arbeitete er im Sommer auf der Hegelei und im Winter in der Oelmühle, bis zu seiner Militärzeit. Als er 1891 arbeitslos wurde, kam er nach Köln und fand nach mehrmonatlichem, vergeblichem Suchen im November Beschäftigung als Hilfsarbeiter in der Königl. Zentralwerkstätte in Köln-Nippes. Später trat er bei der Firma J. P. Bachem als Heizer ein.

Nach eifriger Vereinstätigkeit und eifrigem praktischen Wirken im Dienste der christl.-soz. Sache machte er den sozialpolitischen Kursus des kath. Volksvereins mit. 1897 entsandten ihn die Arbeitervereine Kölns als Delegierten zum ersten internationalen Arbeiterschutungskongress in Zürich. Die Teilnahme an diesem Kongress war, wie Dr. Wiesberts selbst öfter bekannt hat, für seine spätere Entwicklung

Landes nicht klagen?“ Sie wurden obendrein auf gut russisch ausgeführt und konnten dann schön getröstet nach Hause gehen.

Daß unter solchen Umständen die Erbitterung der Arbeiter wuchs, kann jeder verstehen, umso mehr als allmählich die Löhne herabgesetzt wurden, denn die Fabrikbesitzer hätten müssen blind sein, würden sie nicht gesehen haben, daß die Arbeiter durch ihren Andrang ihnen die Berechnung des Lohnes selbst in die Hand gaben. Da kam das Jahr 1891. Durch die Misgerate waren die Lebensmittel bitter teuer, die Arbeit stark, die Löhne waren bis auf ein Minimum herab gesetzt; die Arbeiter forderten nun Erhöhung des Lohnes, da aber die polnischen Arbeiter vom Lande noch ganz gut für den Lohn arbeiten konnten, so wies man ihre Forderung zurück und gab Hunderten den Laufpaß, da genug vorhandene waren, welche gerne für den Lohn arbeiteten. Da brach im Frühjahr des Jahres 1892 der erste Sturm los: Die Fabriken wurden demoliert, die Arbeiter gezwungen ihre Arbeit einzustellen; das Militär erwies sich zu schwach und ohne aus Warschau Hilfe kam, trieb man die tollsten Dinge. Ueber acht Tage dauerte die Plündererei, bis man endlich den Aufstand mit Gewalt niederbrückte. Anstatt daß nun die Behörde und die Obrigkeit die Sache an das Volk stellen sollte, anstatt daß sie gefragt hätte, was der Beweggrund solcher Ausschreitungen war, versuhr man auf das grausamste mit den Arbeitern. Von den russischen Kosaken in einen kleinen Wald getrieben, mußten sie tagelang ohne Nahrung bleiben, später wurden von den Kosaken Hunderte zu Tode geknetet, darunter junge Mädchen und Frauen und niemand durfte es wagen, Einspruch zu erheben, denn er hätte ohne Frage das Schicksal mit ihnen teilen müssen. Die redlichsten Männer

wurden ohne jegliches Verhör nach dem fernen Sibirien verschickt. Jünglinge, die noch gar nicht recht wußten, was sie getan, mußten mithelfen die Gefängnisse zu füllen, während die Schuldigen, die Vorgesetzten in den Fabriken und Werkstätten sich in die Faust schlugen.

Mit Gewalt war der Aufstand nun niedergebückt. Die Löhne noch um einige Prozent herabgesetzt und die Arbeiter mußten, mochten sie wollen oder nicht, sich der Gewalt fügen. Daß von Seiten der Arbeiter auch Grausamkeiten verübt wurden, läßt sich leicht denken; so wurde der Bürgermeister mit Petroleum begossen und soße angezündet werden, rechtzeitig jedoch wurde er von Kosaken befreit und entging so seinem Schicksale. Daß die Behörde die meiste Schuld daran trug, sah man nicht ein, oder wollte es nicht einsehen; das geringste Vergehen wurde auf das grausamste bestraft. Ein sechzehnjähriges Mädchen fand unter dem Verdachte eine Schere in der Fabrik entwendet zu haben und wurde, als sie es nicht gestand, von den Kosaken so lange mit Knuten geschlagen, bis sie ihren Geist aufhauchte.

Man ballte die Fäuste, aber man mußte sie aus Vorsicht in die Tasche stecken und mußte, wohl oder übel ein freundliches Gesicht machen, obgleich manchen der Hals zugeschnürt war. Niemand durfte es wagen, für sein gutes Recht einzutreten, denn das Recht war nur dort, wo der Säbel kasselte und die Knute fauste; Gehör erhielt man nur dort, wo man vor der Tür mit dem Knüttel kloperte. So glomm das Feuer, wie ein Funke unter der Asche, bis der Wind hingurrt und ihn zu Flamme ansaucht.

Petersburg gab das Signal; dort traten die Arbeiter geführt von dem Priester Gapon den Waffen furchtlos entgegen, um ihre Wünsche, ihre Forderungen der Welt

entgegen zu halten, um sich ihr Recht zu erzwingen, oder zu sterben.

Nicht gegen den Staat, nicht gegen den Kaiser oder Regierung sind die Waffen und Drohungen der Arbeiter gerichtet, obgleich auch hier viele in blinder Hast die Grenze überschreiten, es ist ein Kampf um das gute Recht, der von allen Arbeitern Russlands geführt wird. Wenn auch mancher nicht recht weiß, was er will, wenn auch mancher im Laumel seine Stimme gegen Staat und Gesetz erhebt, so ist es ihm nicht zu verdenken und zu verargen. Im Großen und Ganzen ist es weiter nichts, als ein gewaltiger Ruf, der bis zum Throne steigen soll, steigen muß, um Gerechtigkeit und Recht. Und dieser Ruf wird nicht ungehört verhallen. Der unglückliche Krieg mit Japan hat gezeigt, das dem Lande not tut, hat die Bedürfnisse des Landes enthüllt, und manches, was bisher nach dem alten aber wahren Sprichwort: „Der Himmel ist hoch und der Zar ist weit“ in Rußland verschwiegen und unterdrückt wurde, wird zum Vorschein, wird ans Licht kommen.

Ja zum Segen für das Land kann dieser Krieg genannt werden, zum Segen auch für die armen Arbeiter, die bisher nicht als Menschen, sondern als Tiere behandelt wurden. Auch ihnen wird Gerechtigkeit zu teil werden dort, wo sie bisher der Willkür ihrer Brotgeber und Vorgesetzten ausgeliefert waren.

Es ist in der Tat ein schwerer und erbitterter Kampf den sie begonnen, viel Unheil wird dabei verübt, aber die Forderungen der Arbeiter sind nur zu gerecht, als daß man den Schritt derselben verdammen könnte und wir können in mancher Hinsicht nur wünschen, daß sie in dieser Beziehung siegen möchten.

